seit Jahrhunderten enorm gewandelt. Damals waren Arzttum und Therapie ein Teil der allgemeinen Kulturgeschichte. Mit der Aufklärung und der Einführung naturwissenschaftlich exakter Forschung hat die Medizin viele dogmatische Grundsätze verlassen und nach neuen Gesichtspunkten eine enorme Entwicklung genommen. Doch stehen auch heute meistens empirische Erkenntnisse an der Schwelle zur Entwicklung neuer Pharmaka.

Das Buch folgt in seiner Einteilung und dem Hauptakzent seiner Darstellung vor allem der Entwicklung der Organischen Chemie, d.h. der synthetischen Herstellung der Arzneimittel durch die pharmazeutische Industrie. Diese ist auch für die heutige dominierende Stellung der Pharmakotherapie in der Medizin hauptverantwortlich. Durch sie wurde auch die Chirurgie revolutioniert, indem neue Narkoseverfahren, Muskelrelaxantien, Kreislaufmittel usw. ganz neue Eingriffe ermöglichten. Das gleiche gilt für die Chemotherapie der Infektionskrankheiten und Tumoren, der Pharmakotherapie der Psychosen und vieler anderer praktischen Gebiete.

Die Einteilung des Buches folgt den lehrbuchmäßig altbekannten pharmakodynamischen Gesichtspunkten. Das mag Folge der benützten Pharmakologie-Lehrbücher, Handbücher und Quellenwerke bis 1966 sein. Oft fehlen dementsprechend die neueste Entwicklung oder eine Prognose für die Zukunft. Leider fehlen auch einige wichtige Literaturdaten, die in der anglo-amerikanischen Zeitschriftenreihe, z.B. den *Pharmacological Reviews*, leicht zu finden wären. Auch die Namen der einzelnen Medikamente wären mit Vorteil durch den generischen Namen und den Markennamen mit der Bezeichnung ® (= registered name) ergänzt worden, um den Leserkreis zu erweitern. Ein Namenverzeichnis und ein Sachregister erleichtern dem Leser die Orientierung. Interessant ist für uns die Feststellung, daß von Ungarn aus, einem Land, welches aus politischen Gründen seit 1940 den Wettlauf der Entwicklung moderner Heilmittel nicht mehr mitmachen konnte, die Aspekte doch verschieden sind, wie z.B. von der Schweiz aus, also einem internationalen Zentrum der pharmazeutischen Industrie. Dementsprechend fehlt bei dieser eher historischen Betrachtungsweise der Dynamismus der raschen Entwicklung und des Fortschrittes in den letzten zehn Jahren.

P. G. Waser

11. GEORGES DE MORSIER, *Lettres de René-Edouard Claparède (1832–1871)*. Basler Veröffentlichungen zur Geschichte der Medizin und der Biologie, Fasc. XXIX. 75 Seiten. Verlag Schwabe, Basel/Stuttgart 1971. Broschiert Fr. 15.–.

Die Auswahl von rund 60 Stücken aus 231 Briefen muß nicht notwendig eine minder schöpferische Leistung sein als das Schreiben solcher Briefe selbst. Das

zeigt die vorliegende Veröffentlichung aufs neue. Beim Lesen dieser Auswahl entsteht ein Bild vom Leben und Sterben Claparèdes, das man nicht so rasch wieder vergißt (er starb schon 39jährig an einem Herzfehler, den er schon 1850, als er 18jährig war, an sich selbst festgestellt hatte).

Für den Medizinhistoriker besonders interessant sind die Briefe des Genfers aus Berlin, wo dieser, wiewohl Zoologe und Biologe, viele medizinische Vorlesungen hörte. Seine spezielle Liebe und Verehrung galt Johannes Müller – Claparède scheint einer von denen gewesen zu sein, die von den sechs Stunden, die Müller täglich seinen Studenten widmete, profitiert haben. Er hat auch mit Müllers Familie einigen Kontakt gepflegt und Müller auf einer Forschungsreise in den Norden begleitet. Er bewunderte an Müller speziell dessen umfassende Bildung (er war zum Beispiel auch über die neuesten Entwicklungen der Waffentechnik orientiert) und seine wissenschaftliche Produktivität und Klarheit; er nannte ihn den größten Anatomen und Physiologen der modernen Zeit und nur mit Cuvier und Aristoteles vergleichbar.

An Dubois-Reymond hingegen bemäkelt er das lächerliche Preußentum des neuenburgischen Royalisten.

Claparèdes Urteil über Schönlein ist verheerend. Bemerkenswert an diesem berühmten Arzt nennt er nur seinen riesigen Pelzmantel, dessen er sich unter Ausstoßung tierischer Laute zu entledigen pflege, und die Selbstsicherheit und die große Anzahl von Euphemismen, hinter denen er seine Charlatanerie verberge. Er selbst ja ein Kranker, nennt Schönlein höhnisch einen Arzt bis zur Tiefe seiner Seele «à supposer qu'il lui reste une trace de celle qu'il a dû avoir ...»

Die Chirurgen, namentlich Jüngken, nennt er Amphibien, die in Luft und Blut lebten. Graefe (Albrecht von Graefe) indessen schätzte er als einen aufopfernden Arzt. Ihm anvertraute er sich auch zur Operation eines Strabismus.

Erschütternd ist Claparèdes Bericht über die Leprosorien in den Stiften von Bergen und Drontheim. Seine Beschreibung Leprakranker, die da mit Patienten im Endstadium des eigenen Leidens zusammenleben und so ihre eigene Zukunft dauernd vor Augen haben, ist (wie seine Beschreibung der berühmten Berliner Ärzte) vom Erleben dessen, der sich selbst unheilbar krank weiß, mitgeprägt. Claparède berichtet denn an anderer Stelle auch über die Studien, die er als Patient in Spitälern an Kranken mit derselben Diagnose gemacht habe.

Die akademischen Riten, die in Berlin anlässlich des Doktorats sich vollzogen, nennt er «du Molière tout pur».

Dies sind einige medizinhistorisch interessante Dinge, die man in der vorliegenden Auswahl aus Claparèdes Briefen findet. Daneben gewinnt man aber bei der Lektüre dieser Texte nicht nur Dutzende von exakten Kenntnissen von anderweitigem Interesse (z.B., daß es einen Fisch gibt, der schreien kann – Claparède besaß einen solchen), sondern auch ein allgemeines Bild von der Stellung eines Studenten und jungen Wissenschafters des letzten Jahrhunderts

zu seinen Professoren, seinen zu Hause gebliebenen Eltern, zur Wissenschaft und zu sich selbst.

Ein leicht lesbares, sehr lesenswertes Buch.

Esther Fischer-Homberger

12. K. E. ROTHSCHUH, *Physiologie im Werden*. Medizin in Geschichte und Kultur, Band 9. XI + 181 Seiten, 15 Abbildungen. Verlag Gustav Fischer, Stuttgart 1969. Kartoniert DM 34,-.

Es handelt sich um eine Sammlung von elf Aufsätzen des Autors, welche zwischen 1957 und 1966 an verschiedenen Orten, meist in Zeitschriften, allzu verstreut erschienen sind. Ihre neuerliche Publikation rechtfertigt sich nicht nur damit, daß sie nun in leicht zugänglicher Form vorliegen, sondern auch durch ihren inneren Zusammenhang – ein solcher Zusammenhang fehlt ja auch bei den verstreutesten Produkten hervorragender Forscher kaum je.

Ein durchgehender Zug ist bei den vorliegenden Arbeiten, daß sie an physiologiegeschichtlichen Beispielen allgemeine Probleme der Wissenschaftsgeschichte und der Geschichte überhaupt behandeln. Das geht vom anekdotenartigen Bericht, der die gelegentliche Beeinflussung wissenschaftlicher Erfahrung durch die Erwartung illustriert (nämlich, daß Colombo sich am Herzblut den Finger verbrannte, da er das Herz noch als Sitz des *calor innatus* betrachtete), bis zur systematischen Aufzeigung allgemeiner historischer Mechanismen an der Entwicklung der Physiologie. Als derartige historische Mechanismen, die oft zu wenig beachtet oder gar nicht als solche betrachtet oder zu sehr als Selbstverständlichkeit hingenommen worden sind, hebt Rothschuh etwa «das Prinzip der Szientifikation», das «Prinzip autokatalytischer Selbstentfaltung» der wissenschaftlichen Fragestellungen hervor. Er macht auch auf den Vorgang der Ideen-ansteckung, der unter bestimmten wissenschaftsgeschichtlichen Bedingungen (wie sie z. B. zur Zeit der Romantik gegeben waren) stattfinden kann, aufmerksam.

Die Illustrationen zu Rothschuhs Buch wirken teils klärend, teils aber mit einer gewissen Überexaktheit etwas verwirrend (so zum Beispiel das Schema zur «Darstellung der hauptsächlichen Richtungen der Physiologie des 18. und 19. Jahrhunderts», S. 159).

Ein faszinierender Versuch, der, an J. Burckhardt anknüpfend, an eine fundamentale Problematik der Historiographie überhaupt rührt, leitet das Buch ein: «Wer ist groß und was ist bedeutend in der Geschichte der Wissenschaft?» Auch diese Frage handelt Rothschuh zum Teil an speziellen physiologiegeschichtlichen Beispielen ab. Es fragt sich allerdings, ob hier nicht eine noch weitergehende Einbeziehung des Historikers selbst in die Untersuchung am Platze wäre. Insofern die Zuerkennung des Ehrentitels «groß» an historische Persönlichkeiten die Wertmaßstäbe des jeweiligen Historikers widerspiegelt, die ihrerseits zum Teil zeitgebunden sind, betrifft die Frage nach dem Wesen der «historischen